

Ein Stück altrosa Band

Autor(en): **Magill, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 22

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vergangen und mit dem Grösserwerden des Zeitraumes, der zwischen dem Heute und der Dienstzeit liegt, werden die Tatsachen verschwommen, werden im Gedächtnis Retouchen angebracht, manches wird verdrängt — und wenn dieses Verdrängte später in Anekdotenblasen wieder zum Spiegel des Bewusstseins emporsteigt, sieht alles ganz anders aus.

Darum sind diese Berichte, obwohl der Erzähler nicht lügt, nicht wahr. Sie stehen zur Wahrheit höchstens in einem gewissen Annäherungsverhältnis. Die meisten Soldaten haben nämlich ihre Pflicht getan und geschwiegen. Nur wenige bekehrten auf. Wie etwa ich. Wir hatten damals in unserer Kompanie einen Hauptmann, ein energischer Kerl. Zu dem sagte ich eines Morgens...

EIN STÜCK ALTROSA BAND

Von Robert Magill

Wenn ein Mann behauptet, er gehe für seine Frau durchs Feuer, dann meint er in Wirklichkeit damit, dass er ganz gern hin und wieder ein paar unwesentliche Dinge für sie erledigt, vorausgesetzt, dass er gerade nichts anderes um diese Zeit zu tun hat.

Früher wäre ein Mann ausgezogen, um einen Drachen zu töten, aber heutzutage verlangt das keine vernünftige Frau von ihm — sie hat viel Schwierigeres für ihn zu tun. Nämlich, ob er nachmittags auf seinem Weg ins Büro ein solches Stück altrosa Band besorgen könnte?

«Natürlich, gerne», sagt er und macht sich leichten Herzens auf den Weg. Der arme Kerl weiss noch nicht, was ihm bevorsteht, oder er würde das Stückchen Musterband in alle Winde flattern lassen und die ganze Geschichte vergessen. Als er sich fortzugehen anschickt, sagt seine Frau: «Also, John, ich brauche eindreiviertel Meter zu einem Franken. Und bezahle keinesfalls mehr, sonst schicke ich es zurück.» Und im letzten Augenblick fällt ihr noch etwas ein: «Es muss aber genau dieselbe Farbe haben, gleich breit und ein Seidenband sein.»

Er macht sich also auf den Weg. Er hat überhaupt keine Ahnung von Bändern. Männer geben sich zumeist mit nutzlosen Dingen wie Geschäfte und Politik ab. Sie wissen nur, dass ein Band ein langes, schmales Etwas aus Stoff ist und verschiedene Farben hat. Auch dass es aus Seide, Kunstseide, Atlas usw. ist, dass die Frauen es immer irgendwo annähen, und dass man es nicht beim Eisenwarenhändler, sondern im Warenhaus bekommt.

Ein Warenhaus ist ein Palast, in dem allerhand Aufsichtschefs in Gruppen beieinanderstehen. Einer von ihnen weist den Weg in den Er-

frischungsraum, ein anderer ins Reisebüro, ins photographische Atelier, in die Schreibwarenabteilung. In den meisten Warenhäusern kommt etwas so Langweiliges wie Einkaufen erst an zweiter Stelle.

Wenn eine Frau in eines dieser Häuser geht, um ein Stück Band zu kaufen, dann sieht sie erst im Schaufenster ein entzückendes Hütchen und flattert in die Hutabteilung, um es aufzupolieren. Dann geht sie in die Wäscheabteilung und von da zu den Strümpfen, den Schuhen, und um die Schlusszeit wankt sie erschöpft hinaus, mit einem Stück herabgesetzten Samtes, einem Gelegenheitskauf in Handschuhen und einem Fingerhut. Gleichviel, sie kann sich ja das Band noch in einem andern Laden gegenüber holen.

Anders ein Mann. Er geht festen Schrittes in das Warenhaus, entschlossen das zu kaufen, weswegen er gekommen ist. Ein Abteilungschef weist ihn an eine Verkäuferin, die zuhört, als er sein Sprüchlein über das Band, das er haben will, hersagt. Dann weist ihn diese an eine andere, der er dieselbe Sache erzählt. Schliesslich hat eine von ihnen Mitleid, vielleicht ist auch niemand weiter da, an den er gewiesen werden könnte, und er macht ihr noch einmal klar, was er kaufen will. Dann wird er in die Bandabteilung geschickt.

Um dahin zu gelangen, muss der Mann durch die Spielwaren-, die Lebensmittel- und die Holzartikelabteilung. Alle Augenblicke fragt ihn ein anderer Abteilungschef, wohin er will, besieht sich sein Stückchen Band und schickt ihn weiter. Frauen stossen ihn rücksichtslos, aber endlich kommt er, ganz schwach, an einen Ladentisch, hinter dem ein sehr hübsches und schnippisch aussehendes Mädchen ihre vornehme Nase rümpft und fragt, womit sie ihm dienen könne, obgleich

er, ohne hinzusehen, merkt, dass sie das nicht gerade mit Vergnügen tun würde.

Wenn ein Mann an einen Ladentisch geht, an dem nur Damenartikel verkauft werden, dann bildet er sich törichterweise ein, dass sich alle Verkäuferinnen anstossen und über ihn kichern. Sobald er das Wort Band erwähnt, häuft die Verkäuferin eine Unmenge Kartons vor ihm auf, wahrscheinlich, denkt er, um sich hinter ihnen zu verstecken und zu lachen. Er seufzt. Er hatte keine Ahnung, dass es so viele Bänder auf der Welt gibt, und jetzt hat er das Muster solange herumgetragen, dass man gar nicht mehr sehen kann, was für eine Farbe es hat. Das Mädchen sieht ihn an und sagt: «Bedauere, dieses Rosa ist nicht mehr da, wir haben aber sehr hübsche blaue oder gelbe Bänder.»

Schliesslich ist er wieder draussen, während sich die Verkäuferin mit den anderen Verkäuf-

rinnen über ihn unterhält. Für sein Büro ist es mittlerweile zu spät geworden, und dies war bloss der erste Laden, denn er darf ja nicht ohne Band nach Hause kommen oder seine Frau würde ihn noch lächerlicher finden, als sie das sowieso schon tut. Er findet also endlich irgendwo ein passendes Rosa und lässt das Band in einem andern Laden um eine Schachtel mit Schokolade binden.

Aber manche Männer sind sehr klug. Sobald ihnen ihre Frau ein Stück Band zeigt, springen sie auf, als wenn sie hochofrenut wären und sagen: «Aber natürlich, Liebling. Da ist eine sehr hübsche blonde Verkäuferin in der Bandabteilung...» Da setzt die Frau ganz rasch ihren Hut auf und meint: «Nein, John. Du wirst wohl heute schon sehr müde sein. Lass nur, ich gehe selber.»

(Berechtigte Uebertragung der ITG)

Himmelsseggen auf **Pferdekräfte**

In italienischen Städten, selbst wenn sie auf Mittelmeerinseln meerumspült und piniendurchduftet sind, muss sich unsereiner zuerst an den Lärm gewöhnen. Radio, in Konzertsallaustärke, Rollerhupen und dazugehörige Motorenkonzerte, Gesang hungriger oder liebender Katzen — meistens sind sie beides —, das Gebell der durch sie geärgerten Hunde, Ehedispute und Kindergeschrei, diese Geräuschkulissen gehören zu italienischen Ferien wie Spaghetti, wie Kleinkinder, die nachts um zehn Uhr mit ihren Eltern ins Kino beineln, wie der Schweizer, der sein Geld allen Warnungen zum Trotz in der hinteren Hosentasche trägt. Worauf es ihm, wie unzähligen seiner Vorgänger, gestohlen wird.

Jener Augustsonntag aber, die Einheimischen nannten ihn den Tag des heiligen Christophorus, liess an einem goldig-blauen Morgen eine derartige Lärmsymphonie über die Inseln los, dass die Katzen in die Matratzenfedern, die Hunde unter die Betten, die ältern Leute aber, in Erinnerung an Luftangriffe während des Krieges, in den Keller flohen. Sirenen, heulend, knatternd, hupend und mit Auspuffgasen zum Himmel stinkend, bewegte sich eine Riesenschlange von Motorfahrzeugen durch die engen Strassen der Inselhauptstadt zur Kirche, um sich vom Bischof, der zu Ehren des heiligen Christophorus vom Festland

gekommen war, segnen zu lassen. Nicht Christophorus, der nach der Legende den kleinen Jesus über den reissenden Fluss getragen, war Seiner Exzellenz, dem Bischof, bei der Ueberquerung des Meeres behilflich gewesen. Die Motoren des Schiffes hatten es getan, in seiner feierlichen Predigt, und, fügte er bei, ohne die Motoren wäre das Dasein der Menschen viel ärmer. Sie seien hilfreich, und ihre Pferdestärken gestalteten das Leben der Leute müheloser. Aber eben, sie hätten auch ihre Schattenseiten; die täglichen Verkehrsunfälle seien der beste Beweis dafür. Und damit die Gläubigen vor diesen verschont bleiben, bitte er den heiligen Christôphorus, der auf seinen starken Schultern Reisende über den Fluss trug, um seine Fürbitte bei Gott, auf dass die Maschine, die der Menschheit so viel Segen brächten, ihr nicht zum Unheil würden.

Die Gläubigen nickten zustimmend mit dem Kopfe, und auf dem kleinen Platz, wo sich die Fahrzeuge versammelt hatten, erscholl ein infernalisches Hupenkonzert, gleichsam um die Bischofsworte zu bestätigen. Obschon die Insel klein ist, Motoren besitzt jeder Inselbewohner, der es zu etwas gebracht hat. Lediglich der Besitzer der einzigen Reparaturwerkstätte im Inselstädtchen schaut grimmig drein. Manche Leute sagten, weil er ein Kommunist sei (in Italien sind Kommu-